

Roman eines Goldsuchers

Autor(en): **Jank, Milana**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **12 (1936)**

Heft 3

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756719>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Roman eines Goldsuchers

Von Milana Jank

Das Jahr 1898 war die heroische Zeit des Goldlandes Klondike im Yukonland Kanadas. Es war das Jahr des «Goldrausches», der mit seinen Verführungen über die ganze Welt hingriff und von überall her die Abenteurer anlockte. Der Zug der Tausende über die von Eis und Schnee bedeckten Gebirgspässe ist gezeichnet durch Elend, Hunger und Tod. Nur wenigen leuchtete das Gold, das in den Träumen so vieler als Phantom erschienen war, Hunderte und wieder Hunderte, die auszogen, um das Gold zu suchen, wurden im Winter das Opfer der Arktis, die bis zum 60. Grad oft ihren Zirkel schlägt. Eine weiße Paßkette schließt sich dort an die andere, wo das Tor zum Goldland sich auftut, der «Weiße Paß», das «Weiße Pferd». Dann flankieren die Bäche, den Yukon Strom und die Seen immerhin von Zeit zu Zeit noch alpine Gipfel von 1000 bis 2000 Meter, vor Big, Salmon, nach Yukon Crossing, vor Dawson.

Unter den Abenteurern des enttäuschungsreichen Jahres 1898 befand sich auch Willy Irvin, ein junger Schotte. Bevor er über die Höhen von Eis und Schnee stieg, hatte er bei Vancouver eine junge, schöne Indianerin kennengelernt. Er hatte sie auch geheiratet. Sie sollte, wenn er die erste Goldader gefunden hatte, ihm nachfolgen und Arbeit und Schicksal mit ihm teilen. Aber das Glück war auch ihm, wie so vielen anderen, nicht hold. Er fristete ein kümmerliches, beispiellos beschwerliches Leben. Immerhin aber überlebte er das menschenfresserische Jahr und beschloß, nachdem sich der große Schwarm derer, die über Nacht reich werden wollten, verlaufen hatte, im Lande zu bleiben und weiter zu suchen.

Seine indianische Frau ging zurück in ein Indianerdorf im Skeena Distrikt und wurde, während der Vater auf der Suche nach Gold war, Mutter eines Knaben. Sie ernährte sich und das Kind als Rentier-Hirtin. Ohne zu klagen, wartete sie auf den Ruf des Mannes.

Dieser aber wurde zum Einsiedler, zum Original der Arktis und verlor mit jedem Tag mehr die Erinnerung an das, was jenseits des Yukon-Landes war, so auch die Erinnerung an Frau und Kind, von dessen Geburt er nur einmal gelegentlich erfahren hatte. Er suchte mit der ganzen Zähigkeit, deren ein Schotte fähig ist, weiter nach Gold. Seine Begleiter waren ein paar Hunde. Er richtete sie zum Fischen ab. Was sie fingen, war ihre und ihres Herrn einzige Nahrung. Monatlang sah er kein menschliches Wesen, jahrelang stapfte er in seinen riesigen Schneestiefeln, den «Muklucks», durch Eis und Schnee auf der Suche nach Gold. Und in der Tat entdeckte er ein Goldfeld, das er ohne fremde Hilfe auszuheben begann.

Als einige Jahre um waren, kam er auf den Gedanken, sich ein altes Motorschiff zu kaufen, das bei Skagway, dem nächsten Hafen in der Pacific Bucht, vor Anker lag. Dieses Schiff begann er mit den geheimen Reichtümern zu beladen, die er im Yukon-Gebiet im Sommer und Winter zusammenraffen konnte: nicht nur Gold, sondern auch kostbare Felle, die Ausbeute seiner Jagdleidenschaft, der er zusammen mit seinen Hunden frönte, wenn die Goldsuche durch die Jahreszeit unmöglich gemacht war. Das gefundene Gold verkaufte er von nun an nicht mehr in Skagway den Aufkäufern, wo man für die Unze nur 16 Dollar bezahlte, er versteckte es auf seinem Schiff, um es später einmal in San Francisco für achtzehn Dollar pro Unze loszuschlagen.

Der alte Kasten lag im Hafen von Skagway, man wußte, daß es ein «Goldschiff» war, und so mancher sonst ehrliche, arme Mann hätte ihm gern eine Visite abgestattet. Aber Willy Irvin hatte die Bewachung seinen treuesten Freunden, nämlich ein paar Hunden, überlassen, die sich täglich, wie wenn sich das von selbst verstünde, ihre Fischnahrung aus dem Meer holten. Vor diesen gerissenen Wächtern war die Angst größer als sogar die Lust nach Gold.

Willy Irvin arbeitete inzwischen unverdrossen weiter, er suchte nach Gold und schoß Wild mit teurem Pelzwerk. Wenn er im Herbst in die Stadt kam, ging er in Lumpen und Fetzen einher. Er wurde zur mythischen Figur, man nannte ihn den «ragged Millionaire» den zerlumpten Millionär. Natürlich übertrieb man den in dem verrosteten Schiffskasten verborgenen Reichtum ins Maßlose.

Wieder einmal war es Herbst und der Goldsucher und Jäger war in der kleinen Stadt und wollte gerade in einem Boot zu seinem weit draußen in der Bucht festgemachten Schiff hinausrudern. Da trat ihm ein kleiner Knabe entgegen und sagte schlicht und sachlich:

«Guten Tag, Vater, Mutter schickt mich, ich bin dein Sohn.»

Das war dem Jungen offenbar eingelernt worden. Auf alle Fragen nach der Mutter schwieg er. Willy Irvin wurde mißtrauisch. Aber der Knabe wies ein Bündel

vor, in dem alles eingepackt war, was Willy Irvin bei seiner indianischen Mutter zurückgelassen hatte, als er vor sieben Jahren ins Klondike Goldgebiet gezogen war. Zu allem Ueberfluß war auch in dem Bündel ein zerknitertes Papier, in dem die Geburt und Taufe Jack Irvins, Sohn des Willy Irvin, mit Siegel und Stempel eines Jesuiten Missionars aus Kanada bestätigt war.

Dem Einsiedler Irvin blieb nichts übrig, als den Knaben väterlich zu umarmen, was ihm sichtlich schwer fiel, und ihn einer vertrauenswürdigen Familie anzuvertrauen. Ein paar Tage lebte er sich in die Rolle eines liebenden Vaters ein, dann verschwand er wieder hinter den weißen Pässen.

Das geschah im Dezember, aber im März kam er wieder, heuerte eine Mannschaft an, ließ sein Schiff instandsetzen und begab sich mit einem Rudel Hunde und seinem Söhnchen an Bord. Der Motor funktionierte scheinbar ausgezeichnet, und das Schiff stach mit seiner kostbaren Ladung an Gold und seltenen Pelzen in See. Aber der Schotte war kein seekundiger Mann, die Besatzung auch nicht gerade ersten Ranges — kurzum: nach einer Fahrt von wenigen Stunden explodierte der Motor und das Schiff ging in Flammen unter. Auf dem einzigen Rettungsboot kam Willy Irvin mit dem Kind, der Mannschaft und den Hunden wieder in den Hafen zurück, ein armer Mann, denn er hatte nicht einmal etwas von seinem Gold aus dem rasch sinkenden Schiff retten können.

Nun schlug er sich, ein zerlumpter Bettler, mit seinem Kind und seinen Hunden bis nach Kalifornien durch. Es war eine Flucht vor dem Goldland. Er siedelte sich im Süden, in der Sierra Nevada an. Mag sein, daß er auch dort glaubte Gold finden zu können. Aber alsbald warf er sich ganz auf die Hundezucht. Es war eine herrliche Rasse von Tieren, die er züchtete, Hunde wie ganz große Wölfe, hellgrau und hellbraun, mit einem leichten silberigen Schein im Haar.

Als ich, viele Jahre nach seiner Flucht aus dem Goldland, Willy Irvin kennenlernte, hatte er nicht nur eine Hundefarm in der Sierra Nevada, sondern auch eine in den Poconos Mountains im Staat Pennsylvania. Er war,

wenn auch kein Goldmillionär, so doch ein wohlhabender Mann geworden und hatte seinen Sohn, an dem er nun innig hing, Ingenieur werden lassen. Der Alte schwärmte mir von ihm und seinen Erfindungen vor. Er selbst war ein schöner, alter Mann geworden — groß, breit und wuchtig von Figur, mit struppigem, weißem Haar. Er hatte sein Goldland gefunden. Hunderte von Hunden umgaben ihn, und er verschickte sie in die ganze Welt.

Nur ein Schmerz fraß an ihm: weder ihm noch seinem Sohn war es trotz aller Bemühungen gelungen, eine Spur der indianischen Mutter zu entdecken. Er erzählte mir, daß sie dem Vancouver Stamm in Cariboo angehört habe, die in Kanada noch heute leben. Da Washington und British Columbien eines meiner nächsten Ziele war, versprach ich ihm, nach der Frau in den Indianer-Dörfern zu forschen. Er nannte mir nur ihren indianischen Namen — mehr wußte er nicht von ihr.

Einige Monate später war ich auf Skiern im nördlichen Kanada und stieß in der Helligkeit eines sinkenden Polartages und in einer schauerlichen Schneinsamkeit der Stikine Mountains, gerade an der Grenze vom Kanadischen Yukonland, auf eine alte Rentier-Hirtin. Fast bevor sie mir ihren Namen nannte, wußte ich schon, daß ich die Frau des Schotten vor mir hatte. Ich blieb tagelang in ihrer Nähe, nächtigte mit ihr, in Tierfelle eingewickelt, in ihrer mehr als primitiven Hütte und bemühte mich, ihr Vertrauen zu erwerben.

Die alte Frau, die eher einem Eskimoweb als einer Indianerin glich, lebte wie eine Mutter mit ihren Tieren zusammen, die einem Indianerstamm gehörten; sie lebte, ohne Uhr und andere Maßstäbe der Welt, in der Unendlichkeit der Natur. Alles an ihr war Ruhe und Größe und Ferne. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich es wagen konnte, ihr von ihrem Manne und Sohn zu berichten.

Sie nahm meinen Bericht auf wie ein Märchen aus einer anderen Welt. Sie blieb unbewegt und äußerlich teilnahmslos. Sie sagte nur mit leiser, fester Stimme, daß sie weder an ihren Mann noch an ihr Kind denke — beide seien Weiße, also Angehörige einer fremden Rasse, sie selbst aber sei eine Indianerin und wolle mit der weißen Rasse nichts mehr zu tun haben.

Am nächsten Tag brach ich auf. Sie stand auf der Weide, auf einer Schneezunge — rund um sie gefrorene Erde, gefrorenes Moos, gefrorene Flechten — mitten unter den Tieren und reichte mir steinernen Gesichts die Hand zum Abschied. Als ich meines Weges ging, hörte ich sie ein indianisches Lied singen. Ich drehte mich um und winkte ihr zu. Aber sie achtete schon nicht mehr auf mich. Wie eine Königin stand sie in ihrer Felljacke, Fellhose und in den Muklucks unter ihrer Herde.

Ich habe Willy Irvin noch oft besucht, in Kalifornien und in Pennsylvania, ich habe auch seinen Sohn kennengelernt, der das Abbild des Vaters war. Aber ich habe ihnen nie ein Wort von der alten Indianerin erzählt, die nichts von ihnen wissen wollte.

Die Welt von Morgen

III. Wenn Taxameter fliegen

Von Ray Cumming • Autorisierte Uebersetzung von Mart Martin

Wieder ist ein arbeitsreicher Tag vorbei, das heißt, auf dem Bureau ist er zu Ende, aber noch haben Sie eine geschäftliche Unterredung zu Hause. Sie blicken auf die kleine Standuhr und konstatieren mit Schrecken, daß die Zeit schon nahe ist. Diese wichtige Unterredung dürfen Sie auf keinen Fall verfehlen. Der Expresslift bringt Sie rasch ins Erdgeschoß, und schon hat der Portier einen Taxi herangewunken.

Sie steigen ein und nennen Ihre Adresse. Der Mann am Steuer gibt Gas, und schon sausen Sie mit nahezu 100 Kilometer Geschwindigkeit die Einweg-Autostraße entlang. Fünf Minuten sind Sie schon unterwegs, als ein Blick auf die Uhr Ihnen zeigt, daß Sie unmöglich rechtzeitig zu Hause ankommen werden. Sie wohnen in einem 33stöckigen, ganz modern eingerichteten Haus, an dem die Autostraße noch nicht vorbeiführt, und der Taxi wird deshalb gezwungen sein, ungefähr drei Kilometer auf den gewöhnlichen Verkehrsstraßen zurückzulegen.

Sie entschließen sich. Der Zeitverlust ist zu groß, also gibt es nur eine Lösung, und Sie rufen dem Chauffeur durch das Wagenfenster zu: «Dachlandung, bitte!»

Der Mann am Steuer nickt nur und schwenkt nach kurzer Fahrt in eine breite Straße ein, die rechtwinklig in die Autostraße einmündet. Diese Straße steigt sofort stark an, ist nur etwa 100 Meter lang und sieht mehr oder weniger wie ein gigantisches Sprungbrett aus, denn plötzlich ist sie in 3 bis 4 Meter Höhe zu Ende. Das Motorengbrumm geht in eine höhere Tonart über, eine

rasche Handbewegung des Chauffeurs, Sie verspüren einen kaum merklichen Ruck, und schon liegt die Straße zehn Meter unter Ihnen. Der Helikopter-Propeller ist in Funktion getreten, und langsam steigt der Wagen, große Bogen beschreibend, bis er einige Meter über dem Dachlandungsplatz Ihres Wolkenkratzerheims ist. Immer langsamer wird die Geschwindigkeit, bis der Wagen absolut stillsteht und sich sanft auf dem Betonboden niederläßt.

Sofort springen Sie aus dem Luft-Taxi und eilen nach dem Lift. Der Dach-Portier bezahlt den Chauffeur, und der ausgegebene Betrag wird Ende des Monats auf Ihrer Rechnung stehen.

Alles ist gut gegangen, denn der erwartete Geschäftsfreund ist noch nicht da — drei Minuten sind Sie zu früh! Im Herrenzimmer finden Sie eine Notiz von Ihrer Frau, die mitteilt, daß sie heute erst später nach Hause komme, da sie mit einigen Freundinnen den neuen plastischen Farben-Tonfilm ansehen will.

«Daß Frauen Interesse an solch neumodischem Zeug haben?» murmeln Sie vor sich hin. Da ertönt der Summer — Ihr Geschäftsfreund ist angekommen.

Phantastisch? Das werden Sie nicht mehr erleben? Ich hoffe es trotzdem, denn die Stadtverwaltung von New York hat bereits den Auftrag für die probeweise Herstellung eines solchen Luft-Taxis erteilt.